

Der Hype ums Gymnasium bedroht unser Bildungssystem

ILLUSTRATION: GABRIEL COPP



Vier von sieben Bundesräten waren auf keiner Universität, zwei haben keine Matur – offensichtlich führen viele Wege an die Spitze



Caspar Hirschi

Das Schweizer Bildungssystem hat im internationalen Vergleich drei Vorzüge: Vielfalt, Offenheit und Durchlässigkeit. Es ist vielfältig, weil Jugendliche die Wahl zwischen Berufslehre und Gymnasium haben und danach mit fast jedem Abschluss Anschluss an neue Ausbildungen gewinnen. Es ist offen, weil Bildungsinstitutionen bis hinauf zu den Spitzenhochschulen allen mit den entsprechenden Qualifikationen freien Zugang gewähren. Und es ist durchlässig, weil auf fast jeder Stufe der Quereinstieg in andere Ausbildungen möglich ist.

Dank unserem Bildungssystem führen viele Wege an die Spitze von Wirtschaft und Politik. Die Zukunft junger Menschen hängt nicht von einer einzelnen Prüfung auf einer bestimmten Altersstufe ab, sondern von mehreren Schritten an verschiedenen Orten zur passenden Zeit. Es gibt keine typische Karriere, und es gibt keine nationale Elite, deren Mitglieder sich schon zugeprostet haben, als ihnen der Bierschaum noch am Flaum klebte.

Bestes Beispiel dafür ist der aktuelle Bundesrat. Die Bandbreite der Berufe reicht vom Bauern über die Dolmetscherin und den Arzt bis zur Konzertpianistin. Vier von sieben haben keinen Universitätsabschluss und zwei auch keine Matur. So viel berufsbi-

ografische Diversität ist im internationalen Vergleich eine Rarität. Man mag von den politischen Fähigkeiten unserer Magistraten halten, was man will, aber vom Bildungsgrad lässt sich nichts ableiten. Bei den beiden Promovierten, Alain Berset und Ignazio Cassis, könnte die Fettnäpfchenfrequenz, bei den beiden ohne Matur, Karin Keller-Sutter und Ueli Maurer, die Fremdsprachenkompetenz nicht weiter auseinander liegen.

Vor einem Jahr habe ich die Vorzüge des Bildungssystems im Kleinen erlebt, als ich die Festrede an der Chemie-Diplomfeier der Zürcher Fachhochschule hielt. Erfreulich viele junge Frauen und Nachkommen von Migranten schlossen den Studiengang ab. Angefangen hatten sie als Lehrlinge in einem Chemielabor, und nun standen die besten unter ihnen vor dem Wechsel an die ETH.

Angesichts solcher Bildungswege verwundert es, dass so viele Akademikereltern ihre Kinder, die nicht die erhoffte Frühreife zeigen, ins und durchs Gymnasium quälen. Väter und Mütter mit chronischer Gymnasialitis gibt es schon lange. In Grossstädten ist das Gebrechen aber zur Volkskrankheit geworden. Wie selbstverständlich werden heute Tausende Franken für private Vorbereitungskurse auf die Gymprüfung ausgegeben, Kinderärzte zwecks Nachteilsausgleich konsultiert und die Kleinen einem häuslichen Drill unterzogen, als ginge es ums soziale Überleben. Droht dennoch der «Absturz» in die Sekundarschule, greifen manche zu den letzten Mitteln und kaufen dem Kind einen Platz im Privatschulhaus.

Warum tut man sich und seinen Kindern so etwas an? Eine wichtige Rolle spielt die Angst vor Bildungsabstieg. Sie verleitet dazu, die Sekundarschule als Problemkinderghetto und die Berufslehre als Karrieregrab wahr-



Väter und Mütter mit chronischer Gymnasialitis gibt es schon lange. Aber in Grossstädten ist das Gebrechen zur Volkskrankheit geworden.

zunehmen. Die Bildungsforschung ist an diesem Irrtum nicht unbeteiligt. Wie Jürgen Kaube in seinem neuen Buch «Ist die Schule zu blöd für unsere Kinder?» schreibt, kritisiert die Wissenschaft Bildungssysteme seit Jahrzehnten als Maschinen zur Reproduktion von Ungleichheit und bewertet dabei akademische Abschlüsse als entscheidenden Faktor. Die statistischen Befunde stammen jedoch überwiegend aus Ländern ohne duale Berufsbildung oder aus solchen, die sie, wie Deutschland, stark abgewertet haben. Weitgehend ausgeblendet bleibt, dass die Berufslehre eigene Aufstiegschancen schafft und über die Berufsmaturität auch akademische Abschlüsse ermöglicht.

Urbane Bildungseliten verwandeln die wissenschaftliche Kritik in eine private Handlungsanleitung und wenden diese auf das Gymnasium an. Damit belasten sie nicht nur das eigene Kind und Konto, sondern machen aus dem Gymizugang einen Bieterwettbewerb, als gehe es um ein überbewertetes Haus. Alle Bewerber müssen die Schmerzgrenze überschreiten, um ihre Chance auf den Einzug zu wahren. Hauptleidtragende sind begabte Schüler aus weniger privilegierten Familien, die erst gar nicht in die Bietererei einsteigen können. So bringt die wissenschaftliche Kritik an Ungleichheit neue Ungleichheiten hervor.

Die grösste Gefahr ist, dass aus dem Irrtum von heute die Wahrheit von morgen wird. Damit es dazu kommt, müssen ihn nur genug Gebildete in Führungspositionen glauben. Je stärker sich Akademikereltern aufs Gymnasium fixieren, desto schneller erreichen wir diesen Punkt.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.